

# Jonas Truttmann. Fünftes Kapitel

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663395>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 15. November 1932

Heft 4

## Letzte Chrysanthemen.

Noch nicht sterben, kleine Chrysanthemen,  
Kommt, ich will euch in die Stube nehmen,  
Letzte Blumen im bereiften Garten,  
Sorglich eurer späten Blüte warten;  
Kleine, violette Sonnenkinder,  
Letztes Leuchten vor dem grauen Winter,  
Still und dankbar will ich euch noch pflegen,  
Bis sich welk die Köpfelein schlafen legen;  
Letzter Sommertage lichte Grüße,  
Kündet letzter Liebe herbe Süße;  
Möchte noch ein Weilchen euch behüten,  
Todgeweihte kleine Grabesblüten,  
An mein sehnsuchtsvolles Herz euch nehmen,  
Stille, violette Chrysanthemen.

Freddy Ammann-Meuring.

## Jonas Truttmann.

Von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

### Fünftes Kapitel

Jonas Truttmann fuhr im Nauen von Wäsfen nach Bergenried. Der Himmel war blau und schwarz über ihm wie eine flatternde Fahne, der See warf dunkelgraue, hohe, gewalttätige Wellen. Jonas saß auf der Bugbank des schwankenden, schwerfälligen Fahrzeugs, das der Fischer Laurenz Fuchs von Bergenried ruderte. Der Knabe mußte sich an die Bank klammern, um im Gleichgewicht zu bleiben. Neben ihm lagen seine Krücken. Auf der schmalen Sitzleiste zu Jonas Rechten hockte die Serafina. Sie hatte ihr gestricktes Tuch quer über den Rücken gebunden; denn bei jedem Niederschwanke des Bootes sprang eine graue Welle sie wie eine Rake von hinten an. Aber es kümmerte sie nicht, daß sie naß wurde. Sie hatte auch keine Angst vor dem Föhnsturm, der oben durch den blauen Himmel

die rauchschwarzen Wolken trieb und mit langen Armen in den See hinabgriff, wo er am tiefsten war, ihn aufrührend, bis er kochte. Sie saß und sah manchmal nach dem schweigsamen Bruder Jonas hinüber, dachte, daß er ein armer Kerl sei, struppiert und krumm, wie er dasaß, und tags seines Lebens bleiben würde. Aber meistens streifte ihr Blick nach den gelb gewordenen Matten von Bergseeon hinauf, wo sie hoch über den schroffen Uferfelsen sich hinbreiteten, und nach der Dorfkirche mit dem schmucken, roten, spitzen Turm, und sie stellte sich vor, wie sie dort in einigen Wochen mit dem Steiner-Franzi am Altar stehen werde, wie die Mutter sich zuerst gegen ihre so frühe Heirat gestraubt und — Serafina zupfte sich in sich hineinlachend eine Strähne ihres groben, braunen Haars zurecht — doch rasch genug nach-



gegeben hatte. So viel Zeug, was mit dem Franzl und der Heirat zu tun hatte, fiel ihr ein, daß sie den Jonas ganz vergaß.

Aber auch dieser hatte keine Zeit und keinen Sinn für die Schwester. Auf ihn stürmte es ein wie die bissigen Wellen, die den Rauen in allen Fugen krachen machten. Jetzt war es die Zeit im Spital, die ihm vor Augen stand, der Professor mit dem weißen Brunkbart und die Schwester Hedwig mit der spitzen Nase und Art, der wilde Heini und die anderen Kinder. Dann tauchte das Bethli auf. Er hatte sie nicht mehr gesehen seit jenem letzten Mal im Spitalgarten, obwohl er gehofft hatte, sie würde an den Zug kommen, mit dem er und die Serafina am Morgen abgefahren waren. Ihre Erscheinung stand hinter dem Rauen in der Luft, als ob der Sturm sie dem Boote nachtriebe.

Auch an daheim mußte er denken, an Bergseeon und daß er in weniger als einer Stunde oben sein werde. Freude regte sich in ihm, dann allerlei Bedenken. Jetzt war es mit dem Aufdie-Bäume-Klettern erst recht aus. Jetzt konnte er dann noch weniger als früher bei allem mitmachen, was der Geni und alle übrigen Buben begannen. Jetzt — er wunderte sich, wie alles werden und was man ihm zu tun geben würde, da er auch zum Holzlesen im Wald und zum Grasen und zum Vieh-zur-Tränke-Führen nicht mehr imstande sein würde. Er wunderte sich und stemmte sich innerlich schon gegen den Spott, den er etwa von Geni, die Schelte, die er von der Mutter zu erwarten hatte. Aber das Land, die Heimat! Er war glücklich, wieder da zu sein, so glücklich, daß er hoch aufatmen mußte. Sein Blick ging nach Süden, wo der Rotstoch ein übers andere Mal den neuüberschneiten mächtigen Felsenkopf aus den Wolken streckte, und nach Westen, wo den beiden Buben schwarze Wolfenkegen um die Stirn flatterten. Er sah in Gedanken schon den kleinen heimischen Bergsee und das Seegut, sein Haus und die Wiesen, und er ahnte unbestimmt, daß er dahin besser paßte als unter die Stadtmenschen, von denen er nun herkam. Er war ungeduldig, all die bekannten Wege wieder zu gehen und jeden Gegenstand, jede Stelle, die ihm irgendwie lieb gewesen, wieder zu betrachten, zu berühren.

Und abermals löste die Erinnerung an Bethli diese Bilder ab und rührte sein Innerstes auf. Er kehrte doch nur halb in die Heimat zurück.

Die Serafina und er saßen jedes an seiner

Stelle und sprachen nicht. Auch um den Fischer Laurenz kümmerten sie sich nicht; und der hatte genug zu tun, den Rauen durch den schäumenden See zu zwingen.

Erst als sie sich Bergenried näherten, sagte Serafina zu dem Ruderer: „Bald ist es erlebt. Ich fange an, das Wasser zu spüren.“

Dabei zog sie den wellengepeitschten Rücken gerade.

Nach einer Viertelstunde legten sie in dem kleinen Hafen an, wo Laurenz seine Boote liegen hatte. Serafina stand aufrecht und starb im Kahn und sah zu dem verkrüppelten Bruder hinüber, wartend, wie er sich auf die Beine und aus dem Rauen helfen würde. Als sie aber sah, daß er in dem schwankenden Fahrzeug nicht zu recht kam, trat sie ihm bei. Auch der Fischer stützte ihn. Gemeinsam brachten sie den Knaben, seine Krücken und seine in ein Paket gewickelten Habseligkeiten ans Land, wo einige Gaffer, Erwachsene und Kinder, dem Auslad zuschauten. Serafina erwachte erst jetzt zu der ihr zugewiesenen Rolle einer Schützerin; denn sie hatte den Bruder aus den Händen des Spitalpersonals, das ihn an den Bahnhof gebracht hatte, übernommen, auf dem kleinen Wege vom Zug zum Boot des Fischers jedoch hatte Jonas sich irgendwie selbst geholfen. Jetzt kam sie zur Erkenntnis seiner Gebrechlichkeit. Sie mußte sich aber nicht in die Lage zu finden. Es widerstrebte ihr, wie allen Bauern, Aufsehen zu machen. Es kam ihr lächerlich vor, daß Jonas so unbeholfen und mit in der Luft schlenkerndem Bein davonhumpelte, und es schien ihr, daß auch die Zuschauer sich darüber lustig machen mußten.

„Der Wisi wartet im ‚Sternen‘“, raunte sie Jonas zu und suchte ihn so rasch als möglich aus dem Gesichtskreis der Umstehenden zu bringen. Dem Laurenz rief sie noch zu, daß man nachher miteinander abrechnen wolle.

Dann machten sie sich auf den kurzen Weg nach der Wirtschaft, wo der Wisi wartete. Die Serafina war immer ein paar Schritte voraus; ihre gesunden Glieder und ihre Ungeduld trieben sie. Jonas schwindelte ein wenig. Er mußte sich wieder ans Leben gewöhnen. Manchmal schloß er die Augen, weil sich die Häuser und die Menschen auf der Straße so merkwürdig drehten.

Vor der Wirtschaft zum Sternen, einem kleinen Lokal zu ebener Erde, stand ein Handwagen, auf dem ein paar Kartoffelsäcke lagen. Jonas erkannte ihn. Auf dem hatten die Ge-



schwister ihn heimgefahren, als er damals vom Baum gestürzt war. Das unschuldige Bieräderwerk ärgerte ihn. Sein erster Gedanke war, es von der abfallenden Straße in den See hinunterrollen zu lassen.

Die Serafina machte die Tür zur Wirtschaft auf.

Widerwillig humpelte Jonas nach.

Drinne saß der Wisi mit zwei anderen Männern an einem Tisch und spielte Karten.

„Aha,“ sagte er, als er die Schwester erkannte. Er schielte auch, so gut ihm das wichtige Spiel Zeit ließ, nach dem über die Schwelle klappernden Jonas hinüber, aber weil er gerade eine Trumppfolge anzumelden hatte, kam er nicht dazu, den Bruder zu grüßen.

Die Serafina stellte sich hinter die Spielenden. „Wer gewinnt?“ fragte sie, gleich heimisch.

„Der Stärkste,“ witzelte einer der Partner Wisis, ein breitschultriger Viehhändler.

„Du einmal nicht,“ triumphtierte Alois mit einem Blick auf die Schreibtischplatte, auf der sie Rechnung führten.

Während sie fortfuhren, die Karten hart auf den Tisch zu schlagen, stand Jonas inmitten der Stube und sah sich verloren um. Das Bethli, dachte er.

Die Kellnerin trat zu ihm und fragte: „Kommst eben aus dem Spital? Man merkt es wohl, du siehst noch aus, als hättest du ins Mehl geblasen.“

Wisi bekam die Karten zu mischen und Atem zu einem Wort. „Was machst?“ fragte er Jonas. „Hast lange Zeit gehabt?“ So weit reichte seine Muße indessen nicht, um sich über des Bruders Ergehen wirklich Gedanken zu machen. Gutmütig bestellte er für die Geschwister eine Erfrischung. Dann nezte er den breiten Daumen und begann die Karten wieder auszuteilen.

Die Serafina fand, daß ein Glas Süßwein nicht zu verachten sei, und setzte sich an einen Nebentisch. Auch Jonas ließ sich nieder und nippte an dem Gläschen, das ihm vorgesetzt wurde. Aber es war ihm nicht wohl, es verlangte ihn heim, aber nicht nach Mutter oder heimischen Stuben, nur nach irgend etwas von Jugend auf Gewohntem, von See und Bergen, einem Stall mit Tieren, einem Garten voll Gemüse mit einem einzigen Rosenstock.

Es dauerte lange, bis die Spieler zu Ende waren. Mit viel Lärm wurde das Ergebnis noch besprochen, Fehler des einen gerügt, gute

Karten des anderen fluchend gerühmt. Dann bezahlte Alois Truttmann, stellte sich in seiner ganzen Grobflozigkeit auf die Beine und sagte: „So wollen wir den Holzbeinemann da heim schaffen.“

Sie traten hinaus, auch die Spielpartner des Alois und die Kellnerin. Dieser erzählte, wie Jonas zu seinen Krücken gekommen. Dann spannte er sich an den Handkarren: „Hoch auf, hoher Herr,“ scherzte er.

Jonas zögerte verdrossen, der Armesünderkarren gefiel ihm nicht, aber er kannte den Weg und seine Schwäche und wußte, daß er auf seinen Krücken niemals das Seegut erreichen würde. Unter dem Lachen und Witzeln der Zuschauer stieg er vorn an der Deichsel auf. Die Serafina schob ihm mitleidig die Kartoffelsäcke unter, das Paket an den Rücken und nahm ihm die Krücken ab, die er neben sich legen wollte.

„Hüh!“ kommandierte lachend die Kellnerin.

Das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung. Jonas klammerte sich fest an die Wagenbrücke. Es schüttelte heftig, und er spürte, daß die Fahrt kein Vergnügen sein werde.

„Fastnacht für die Bergenrieder,“ meinte Alois und warf unterwegs dem und jenem der vielen Gaffer, die von den Fenstern und der Straße dem Zug zusahen, ein Witzwort zu. „Mitfahren! — Zwanzig Rappen für Erwachsene, Kinder die Hälfte. — Post nach Bergseeon!“ und dergleichen mehr. Hinter dem Dorfe, wo es bergan ging, zog er den Rock aus. Die Serafina spannte sich neben ihn. So ging die Heimfahrt weiter.

Die Serafina hatte ihre Gedanken einen Augenblick bei Jonas. „Ein armer Tropf ist er schon,“ sagte sie zu Wisi.

Jonas hörte es.

Alois sah sich um. Er wußte aber nicht, was er zu seinem Fahrgast sagen sollte, und gab der Schwester zur Antwort: „Wenn du ihn fragst, ob er lieber gleich zu Tod gefallen wäre, wird er dir doch Nein sagen.“

Bald nahmen indes andere Dinge die zwei Ziehenden in Anspruch, die Größe der Bauerngüter am Weg, die Stattlichkeit eines Hauses, ein Baum, der noch voll spätester Äpfel hing.

Jonas hatte sich ans Fahren gewöhnt. Er folgte den Blicken der anderen, wenn sie von dem sprachen, was am Weg war. Aber sein Verlangen lief wie ein Hündlein wegs vorauf und



jagte im nächsten Augenblick mit fliegenden Läufern zurück zu Bethli.

Allmählich wurde er müde und empfand vom Sitzen heftige Schmerzen. Er unterdrückte sie, denn er hatte eine merkwürdige Scheu vor den Geschwistern, als ob sie ihm während seiner Abwesenheit ganz fremd geworden wären. Dann begann er heimlich zu seufzen und zu stöhnen und sich zu erzürnen, weil die beiden anderen kein einziges Mal fragten, wie ihm sei. Und als er es nicht mehr aushielt, rief er dem Wisi mit vor Erregung erstickter Stimme ein „Halt!“ zu.

Der Wagen stand still.

„Was ist?“ fragte Alois.

„Ich muß absteigen,“ antwortete Jonas und streckte den Arm nach den Krücken aus.

Die Geschwister lachten.

Jonas hielt sich den Rücken. Dann klonn er vom Wagen. „Ich will einmal ein wenig gehen,“ sagte er und stellte seine Krücken ein.

Sie sahen ihn humpeln. Die Zerstörung seines armen Körpers war so groß, daß ihnen einen Augenblick lang die Worte fehlten. Aber dann zogen sie neben ihm her den Wagen weiter.

„Die Mutter wird Augen machen,“ meinte Serafina.

„Was macht der Geni?“ fragte Jonas. Es war die erste Frage, die er nach etwas tat, das heim gehörte. Und es war eine eigentümliche Gedankenverbindung, die ihm die Frage auf die Lippen drängte. Es fiel ihm ein, wie die Mutter den Geni ansehen werde, wenn er neben ihm stünde, und welchen Unterschied sie zwischen ihm und jenem finden würde.

„Der Geni ist gesund,“ antwortete Alois.

„Er schießt in den Saft wie ein junger Nußbaum,“ bestätigte Serafina. Sie war in den Jahren, die strotzende Männerschönheit schätzen, und ihre Augen glänzten ein wenig bei den Worten.

Kurz vor Bergseeon, als die Straße eben geworden war, stieg Jonas wieder auf, und es begann ein Einzug ähnlich der Ausfahrt aus Bergenried. Nur daß hier jeder die drei Reisenden noch besser kannte.

Da und dort ertönte ein erschrecktes „Jesus“, das eine mitleidige Frau bei Jonas Anblick ausstieß. Schlechte Witze waren auch zu hören, und Wisi war nicht faul, sie heimzuzahlen.

Dann stand das Seeguthaus vor ihnen. Es gab Jonas einen rechten Stoß, als er es sah. Es gehörte doch zu seinem Leben und er zu ihm.

Er nahm es gleichsam wieder hin wie etwas, das ihm eigen war. Er sah nach der Tür des Ziegenstalls und meinte, die Geißen müßten die Köpfe herausstrecken, wenn sie seinen Schritt hörten. Er sah die Blumenstöcke über den braunen Gesimsen stehen und daß eine Geranie noch eine Blüte hatte. Nur von der Mutter und dem Geni sah er nichts. Und als immer und immer niemand sich zeigte, ärgerte ihn das und meinte er, die Mutter hätte wohl einmal nach ihm ausblicken können, nachdem er so viele Wochen weg gewesen.

„Da hast jetzt wieder den alten Kram,“ sagte Alois mit einem Blick auf das Seegut.

„Habt ihr die Geißen alle noch?“ fragte Jonas statt der Antwort.

Die Geschwister erzählten, daß zwei Ziegen geschlachtet worden seien und auf dem Estrich zum Trocknen hingen.

Unter diesen Gesprächen erreichten sie das Haus. Der Wagen hielt. Jonas kletterte mühsam von seinem Sitz. Die Serafina stieg mit seinem Paket ihm voran die Treppe hinauf. Der Wisi brachte den Wagen an den Gaden hinüber.

Jonas humpelte über die Stufen, an deren oberem Ende die Schwester schon in der Tür verschwunden war. Noch immer zeigte sich niemand.

Der Knabe trat in den Flur. Er hörte die Serafina in der Küche mit der Mutter sprechen. Sein Paket lag im Flur. Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er es aufnehmen und zuerst in seine Kammer hinaufsteigen sollte. Er erinnerte sich, daß hier jedes für sich selber sorgte, jedes seine eigenen Wege ging.

Da trat aber drüben die Schwester auf die Schwelle. „Kommst?“ fragte sie.

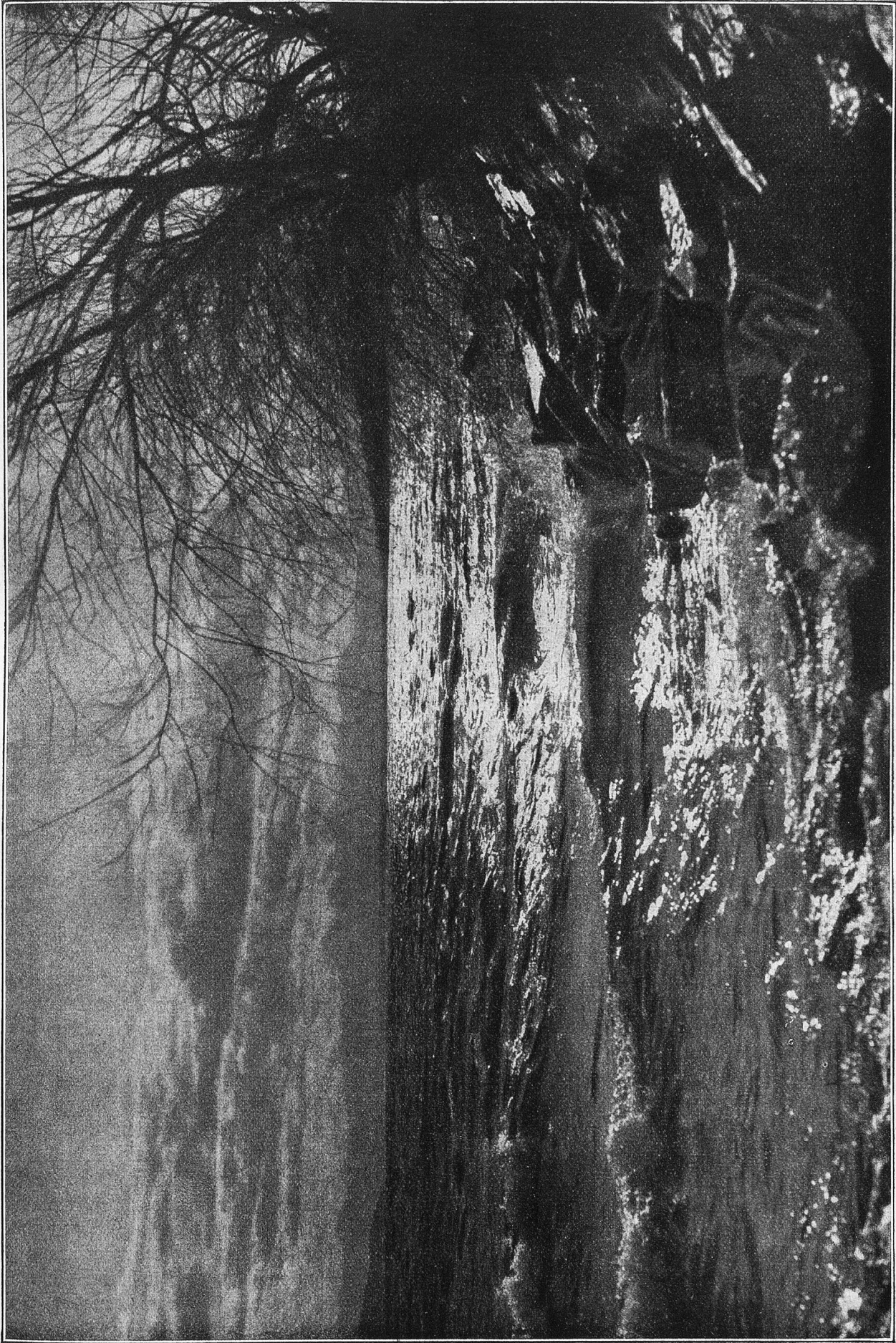
Er klapperte nach der Küche. Die Mutter stand am Herd. Sie hatte etwas in der Pfanne, was ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es spritzte und fauchte. Aber sie sah sich über die Achsel nach dem Buben um. „Tag“, sagte sie beiläufig.

„Tag, Mutter,“ grüßte er. Es fiel ihm auf, was für ein starkes Weib sie war und wie kohlschwarz ihr Haar. Aber sein Herz wurde nicht warm.

„Es gibt bald zu essen,“ tröstete sie. Dabei drehte sie die Pfanne und warf einen Eierkuchen auf eine Platte.

Nun betrachtete sie Jonas. Mit dem ist nicht mehr viel los, fuhr es ihr durch den harten,





Stöhrwind.



nüchternen Sinn, und sie rechnete sich zu allererst aus, daß sie den Effer Jonas behielt, aber einen Helfer an ihm nicht haben würde. Sie sah auch seine Gebrechlichkeit mehr mit neugieriger als mitleidiger Teilnahme an. Daß ein Menschenkörper so aus dem Leim gehen konnte!

„Ich will meine Sachen hinaufbringen,“ sagte der Knabe.

Die beiden Frauen ließen ihn gewähren. Sie dachten nicht daran, daß sie ihm helfen sollten.

Er lud sich draußen mühsam das ziemlich schwere Paket auf den Rücken. Dann begab er sich nach seinem Schlafräum hinauf.

Da war alles beim alten. Nur Geni fehlte, und Jonas wunderte sich, wo er stecken möchte, war er doch auf ihn, mit dem er Bett und Schule teilte, am meisten gespannt. Die große, kahle Kammer erschien ihm häßlich wie nie. Was ihm nie aufgefallen war, das sah er jetzt, daß der Boden schmutzig war und die Möbel alt und schlecht erhalten; im Spital war alles blitzsauber, alles weiß, alles neu gewesen.

Er öffnete sein Paket. Er räumte Kleider und farge Wäsche in die Kommode, die drüben an der Wand stand. Alles hatte er sauber empfangen, und er legte es sorglich aufeinander, wie er es im Spital gesehen hatte. Dabei mußte er einige Sachen beiseite schieben, die dem Geni gehörten und zu einem Wulst zusammengeknüllt in die Schublade gepropft waren. Die Arbeit war ihm mühsam. Einmal entglitt ihm eine Krücke und schlug mit großem Geräusch zu Boden. Da dämmerte ihm die Erinnerung auf, wie er früher in diesem Zimmer herumgegangen, wie er sich mit Geni gebalgt, wie frei er die Glieder hatte bewegen können. Es fiel ihm auf die Seele, als ob einer ihm Felsblöcke darauf wälzte. Er setzte sich auf einen Stuhl und starrte ins Leere. Einsamkeit grinste ihn an. Und das Bethli — wie ferne das schon war! Als hätten sie sich seit Jahren nicht gesehen! Als hätte es ihn schon lange vergessen.

So saß er, bis Serafina ihn zu Tisch rief. In der Stube unten traf er mit den andern zusammen. Auch an ihr berührte ihn manches fremd und ärmlich. Aber Geni war da. Er gab ihm die Hand und schien ihm mächtig gewachsen. Er mußte ihn immer ansehen; denn er war wie — wie der Apfel, wegen dessen er damals vom Baum gestürzt war, gerade so saftdurchschossen. Backen hatte er rot wie das Leben, und Muskeln, daß sie die Kleider spannten, und einen Körper,

schlank und doch stämmig, und das dicke blonde Haar wuchs ihm ein wenig tief in die helle Stirn, aber dafür machte es, daß die blauen Augen noch schöner leuchteten.

Geni war aufgeräumt und besann sich bald wieder auf seine Spottlust. „An dem Jonas ist mehr Holz als Fleisch, seit er die zwei Hilfsbeine hat,“ witzelte er. Dann schob er sich selbst die Krücken unter und turnte damit in der Stube herum.

Aber selbst der übermütige Geni stutzte an demselben Abend einige Male, wenn er den Bruder sich bewegen und sah, wie elend und schwerfällig er war. Er konnte nur das bißchen Teilnahme, das in ihm wach wurde, nicht lange festhalten, sondern hatte hundert andere Dinge, die ihn beschäftigten. Jonas sah ihn hinunter nach dem Stalle gehen, die Ziegen melken, die Rüche besorgen, er sah ihn mit stämmigen Armen schaffen und fühlte die eigene Zerbrechlichkeit und Ohnmacht doppelt, doppelt auch wieder den bohrenden Groll, der ihm zuflüsterte: Der hat gut lachen und mit dem Kopf in der Luft sein! Er ist aber doch schuld, daß du bist wie du bist.

Auch die anderen gingen ihrem Tagwerk nach. Die Rückkehr des Jonas warf keine Wellen. Sie spürten kaum, daß er wieder da war; denn da er kein großer Effer war, so merkte man selbst den Schüsseln nicht an, daß einer mehr bei Tische saß.

Die beiden jungen Brüder mußten sich aber wieder an ihr gemeinsames Bett gewöhnen, in dem sich Geni einige Wochen allein breit gemacht hatte, und es fiel beiden ungefähr gleichschwer. Der flinke Geni war mit Auskleiden rasch fertig, während Jonas sich schwerfällig aus den Kleidern mühte. Wieder mußte dieser jenen anstaunen, wie er so in der ganzen prachtvollen Sehnsucht seiner Glieder dastand. Er wusch sich Hände und Füße, ehe er ins Bett stieg. Sie waren schwarzbraun gebrannt von Wetter und Sonne, aber haarscharf schied sich davon die Haut, die die Kleider geschützt hatten, und leuchtete weiß wie der Marmor an dem Standbild, das Jonas in der Eintrittssäulenhalle des Spitals gesehen. Er schämte sich, vor dem starken Bruder die eigenen Glieder zu entblößen, und wenn Geni, der sich schon auf dem Lager reckte und streckte, ihm nicht zugerufen hätte: „Mach doch vorwärts, du brauchst ja eine Ewigkeit,“ so

würde er sich vielleicht noch lange herumgedrückt haben.

Geni sah die Verkrüppelung seines armen Körpers. Aber die Grausamkeit der Jugend siegte in ihm über das kleine Döslein Mitleid. Der verunstaltete Körper dort war ihm zuwider, widrig der Gedanke an seine Hilflosigkeit, die ihm ein unbewußtes Gefühl irgendeiner Helfenspflicht gab, und daran, daß dieser geschändete Leib sich nah neben dem seinen hinstrecken sollte. Er wußte, daß er im Schlafe dem Bruder wehtun konnte, und es erzürnte ihn, Rücksichten nehmen zu sollen.

Als Jonas mit Hilfe seiner Krücken ans Bett trat, sie neben diesem niederlegte und dann mit feuchender Unbeholfenheit neben Geni kroch, wendete sich dieser der Wand zu. Das Knie des steifen, gekrümmten Beines berührte ihn unabsichtlich. Da gab er Jonas mit dem Ellbogen einen unwirschigen Stoß und schalt: „Mach dich nicht so breit, du, ich bin dann auch noch da.“

Er schlief aber schnell und tief ein, der arme Nachbar störte ihn nicht lang.

Jonas lag stundenlang wach. Zuviel war auf ihn eingedrungen. Er konnte sich nicht darein finden, einen neben sich zu haben. Das Bett war so viel härter, so viel unbequemer als im Spital. Und dann begann er zu grübeln: Wie würde es morgen werden? Und wie nachher? Und — und — ob er Bethli noch einmal schreiben sollte, deren Adresse er mitgebracht?

Stunden vergingen. Der Wind, der am Himmel und auf dem See gewesen war, machte sich

am Hause zu schaffen. Fensterladen klapperten. Irgendwo wurde eine Tür auf- und zugeschlagen. Die prickelnde, zerrrende Unruhe befiel den Knaben, die ihn oft quälte. Er überwand sich kaum, daß er steif und still liegen blieb. Es zog ihn aus dem Bett, aus dem Hause, irgendwohin, zu irgend etwas. Erst gegen den Morgen fand er Schlaf, den der frühe Geni bald wieder störte, indem er ihn rüttelte und sagte, es sei Zeit, wenn er in die Schule wollte. Die Schule! Wichtig! Es hatte zwar niemand davon gesprochen, daß er wieder zur Schule müsse. Es hatte überhaupt niemand sich darum gekümmert, was nun mit ihm werden sollte. Aber als Geni es nun sagte, schien es Jonas doch richtig, daß er mit ihm gehe. Er machte sich also auf die Beine, schon um dem Bruder ebenfalls Platz zum Aufstehen zu geben. Er wusch sich, so gut das ging, er zog sich mit Mühe an, wie er sich mit Mühe ausgezogen. Er folgte Geni, der ihn schweigend hatte gewähren lassen, in die Küche, trank dort bereitstehende Milch und nahm Brot, wie er das früher immer gewohnt gewesen, während Wisi und die Frauen schon außer dem Hause hantierten.

Geni wartete nicht auf ihn, weil er erst noch die Schulsachen zusammensuchen mußte. Aber er machte sich hinterher doch noch auf den Weg und kam so rechtzeitig an, daß er den Lorez, den jungen, rotköpfigen Lehrer mit dem Sommerprossengeficht, noch auf der Schwelle der Schultube erreichte und mit ihm zusammen in die gaffende, einander anstoßende, lärmende Klasse treten konnte.

### Seelchen will heut nicht die Flügel spannen . . .

Seelchen will heut nicht die Flügel spannen,  
Nebel spinnen Welt und Fühlen ein,  
Selbst mein Werk vermag mich nicht zu bannen,  
Rastlos streifend unter Finstertannen,  
Denk' ich dein.

Glockenton erstirbt in leeren Räumen,  
Bang und immer bänger wird es mir;  
Wisperwind nur raschelt in den Bäumen,  
Selbst der Wald in seinen wirren Träumen  
Raunt von dir.

Meines Herzens ungestümes Schlagen  
Kündet Sehnsucht, allzulang verhehlt,  
Liebling, stürm' herbei im Sonnenwagen,  
In mein Gramgemüt dein Licht zu tragen,  
Das mir fehlt.

Jacob Geß.